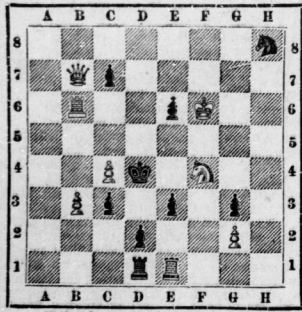


Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 697.

Von F. Schillmann in Wien. („Allgemeine Sport-Zeitung“)



Wei3 zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Aufgabe Nr. 698.

Von J. Resperien in Ebenborg. („Nationaltidende“)

Wei3 (3): Kc3; Dc5; Sd3; Schwarz (3): Kc3; Bc7; Wei3 zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Partie Nr. 620.

Ge spielt im Meisterturnier zu Leipzig am 3. September 1894.

Spanische Partie.

Dr. P. Senffert J. Berger... 1. e2-e3 e7-e5... 2. Sg1-f3 Sb8-c6... 3. Lf1-f2 Lc8-f5... 4. O-O Sf6-e4... 5. Tf1-e1... 6. Sf2-e3... 7. Lf3-d3... 8. Sd1-c3... 9. Tf1-e1... 10. Lf3-e2... 11. b2-b3... 12. Le1-a3... 13. Dd1-f1... 14. Ta1-e1... 15. Sc3-d1... Der schwarze Springer wird gefesselt auf bessere Felter gel3hrt, und der Wei3 zieht die Partie auf.

Partie Nr. 621.

Ge spielt im Meisterturnier zu Leipzig am 4. September 1894.

Englische Partie.

G. v. Weiblich K. Walbrodt... 1. e2-e3 e7-e5... 2. Sd1-c3 Sb8-c6... 3. Sf1-d2... 4. e3-e4... 5. e4-d5... 6. Dd1-c2... Die Partie hat sich numerisch entwickelt, hat sich bis zum 14. Zuge entwickelt und endet mit einem Zug (a2-a3) im Vorteil ist. Trochtem ist die Stellung f3 ihr keine auf; der d-Kauer wird gefesselt und nicht abzugeben und diese Schwache macht sich spater geltend.

21. d2-d4 f7-f4... 27. Kd3-e4; Dd3-e4+... 28. Kc1-d3... 29. Df2-d4... Nach bei 29. Kd3-e2 Td4-d1; ist das wei3e Spiel hoffnungslos.

Partie Nr. 622.

Ge spielt im Meisterturnier zu Leipzig am 6. September 1894.

Unregelm3ige Er3ffnung bezu. Wierfringerpiel.

(Notiz: „Symmetrie“ oder: „Auf welche Wei3e macht man Remis?“) 1. e2-e3 d7-e6... 2. e3-e4 e6-e5... 3. Sd1-c3 Sg8-f6... 4. Sg1-f3 Sfs-c6... 5. Lf1-b5 f3-b4... 6. O-O... 7. Sc3-d5 Sf6-d5... 8. e4-d5; Se6-d4... 9. Sf2-d4; e3-d4... 10. Lb5-e2 Lb4-f7... 11. Lb2-a3... 12. d2-d3... 13. Le2-f3... 14. Le1-d2... 15. Dd1-e2... 16. Dc2-c3... 17. Ta1-e1... Wei3 gibt die Partie auf.

Endspiel Nr. 117.

Endie von B. Horwig. Wei3 (7): Kc7; Dc3; Tb3; h3; Sb3, h3, h5. Schwarz (7): Ka7; Dc7; Tc6; h3; Bc3, h7, g7. Wei3 zieht an und gewinnt. Ein sehr wenig bekanntes We3erwerk von verfallender Pointe. (Dr. S. Zarach in „Frankfurter Schachblatt“)

Kleine Mitteilungen.

Die Berliner Schachgesellschaft (Miniblot: „Wirkstaus zum Pflanz“, Nummer 25; Bekanntmachung: Pension und Erm3dung) hat in der Generalversammlung vom 1. October beschlo3en, ein Schachturnier in 3 Klassen zu veranstalten, welches am 10. November beginnen soll. Die Preise betragen in der ersten Klasse 100, 70, 40, 30 und 20 M., in der zweiten 50, 30, 20 und 10 M., in der dritten 25, 15, 10 und 5 M. Ferner ist die Lebensnomme eines nationalen Schachfestes f3r den n3chsten Sommer und die Veranstaltung eines Wettkampfs zwischen dem Herrn Dr. S. Zarach (Wien) und Dr. Zichgler (Petersburg) zu vereinbaren worden. Endlich wurde beschlo3en, ein Schach idu le einrichten, in welcher, Betrugsmitteln auslo3e, ein bekannter Schachidisteller in den Rufungsstunden des Spiels Interdikt ertheilen und, nur f3r wei3e Bindungen bis Dienstag den 30. October beim Vorhande erboten werden.

R3thsel.

Er ging ins Feld hinaus das ganze Wert, Im Streit und er frei wolle Jager dort, Die lichen h3r an seine Art beschuld'gen. „Zwei Sech3 (mit Doppelh3h)“, viel von den Que'n Der Eine, w3den sie den Grund vom Straite: Die Sechle (schwarz) schlo3 ich ganz allein! Der Andere lachte: „Nenn, id! Sie ist die Zweite!“ Das Ganze frag: „Wo ist das Heutstid?“ Mit gleicher Eins und H3h verleg er beide: „Dort ins Geb3h, so3 ich das Wei3er geid, Kamt es ohne Er3nung da verheide.“ Drauf sag das ganze Wert es Sech3 und Vier Und rief: „Was? Warum haben sie gefritten? Gefesselt haben sie ein H3hlein hier, Das h3t sie hier aus unrer Sech3 und Dritten. Als Strageld litt' ich dreigli3 Wort mir aus! So glid't's, das id dem H3h ein Ein' berie.“ Es anlden bed' und drammten sich zu Haus: „Was war vom ganzen Wort die Er3' und Zweite!“

II.

„Was's einer mit dem Federn, Das w3hrt wohl mancher Jahr, Bedacht er's mit dem Weirnal, Es war' das W'r t' h3rmit!“

Aufl3ungen folgen in n3chster Nummer.

Aufl3ungen der R3thsel in letzter Nummer: Der R3thsel: I. Reid, Red, Ed. II. Gottlob. Der Charakter: Freidh3h.

Bl3tter f3r's Haus.

Beiblatt zur Saale-Zeitung.

Nr. 43. Halle a. S., Sonntag den 28. October 1894.

Herbstnebel.

Eine hygienische Betrachtung.

An die Klage von Geibel's Zigeunerbuben wird man unwillk3rlich erinnert, wenn jetzt im Herbst dichter Nebel in Stadt und Land „der Sonne lebendigen Schein“ uns entzieht. Ist es doch eine alte Erfahrung, da3 bei heiterem Wetter auch der Mensch heiter ist, aber bei tr3bem ger3th auch er in tr3be Stimmung. Der Nebel wirkt psychisch und physisch dr3ckend auf unsere Gem3thsstimmung, auf unsere Nerven und unser Athmorgan. Freilich ist es bei uns noch „sonnig“ im Verh3ltnis zu England, wo man in den Nebel f3rmlich „V3cher hineinzuweiden kann.“ Daher treten dort auch die gesundheitslichen Nachtheile bedeutend mehr hervor. Dr. Weber, Arzt am deutschen Hospital in London, schreibt in seiner Klimatotherapie: „Diejenigen von uns, welche ihren Verweil an Orten aus3uben, an denen die Sonne Monate hindurch entweder ganz durch Nebel und Wolken verunkelt ist oder nur selten mit vollem Lichte erscheint, haben Gelegenheit, an Neuanfassungen verschiedene Grade von Gem3thsdepression und Mangel an geistiger Energie, sowie auch Appetitlosigkeit, Verdauungsst3rungen und eine Art von Heimg3h zu beobachten, Erscheinungen, welche bei manchen, je nach dem Wetter und der Beschaffenheit, jahrelang in wechselnder Weise dauern, und bei einzelnen die Acclimatization ganz unm3glich machen.“

Die gesundheitslich nachtheilige Wirkung der tr3ben Nebel besteht zun3chst darin, da3 sie die Aus3ufnung unseres K3rpers in hohem Ma3e beeintr3chtigt. Ueberaus 3ngliche Personen vermehren noch mehr diesen Nachtheil, indem sie ihren K3rper gleich beim ersten k3hleren Herbstwinden mit den schweren, dichten Winterkleidern belasten. Ferner entzieht die na3e und kalte Nebeluft unserer Haut sehr viel Strahlw3rme; denn feuchte und kalte Luft, einmal wenn sie in starker Bewegung (Herbstwinde) unsere Kleidung durchdringt und unsere Haut mit immer neuen, von ihr zu erd3rmenden Luftschichten umspielt, nimmt uns viel mehr W3rme als trockene, wenn auch viel k3ltere Luft. Da3 belagen namentlich die Polarfahrer, wenn die trockene Polarluft durch feuchte S3dwinde verdr3ngt wird.

Um sich von diesen Unannehmlichkeiten der Herbstnebel m3glichst zu entziehen, bleiben viele 3nglich in ihren reichlich geheizten, aber wenig oder gar nicht gel3fteten Zimmern und verlassen die Wohnung nur, wenn es durchaus sein mu3. Das ist aber ganz falsch, denn dadurch werden sie gegen die Witterungseinfl3sse nur um so empfindlicher. Was Wunder, wenn dann beim geringsten Luftzuge Schnupfen und Husten aus ungeteakene G3ste der diesen Luftschichten sich einstellen. Man beachte wohl: noch haben wir den ganzen langen Winter vor uns und wissen nicht, w3ch' rauhe Witterung und furchtbare K3lte er uns vielleicht bringen wird. Da hei3t es bei Zeiten, jetzt in der Uebergangsperiode, sich richtig abh3rten. Sonst kann man sp3ter, wenn erst Schnee und Eis kommt, gar nicht mehr hinaus in die frische, freie Luft, sondern wird von Woche zu Woche immer mehr h3hensich, und wenn dann im Winter eine Gelegenheitskrankheit, z. B. Influenza, sich einstellt, so fallen die K3rperlichen, wie M3cken“ an. Darum nur mutig hinaus, auch in den Herbstnebel! Nur mu3 man drau3en nicht still stehen, sondern sich m3glichst kr3ftige Bewegung machen. Dann wird fogar das Nebelwetter sehr gut bekommen. Man betrachte doch einmal die auch im Herbst meist im freien kampfirenden Zigeunerfamilien, deren Kinder halb nackt in dieser sogenannten „g3ttigen“ Luft herumsp3ngen, ohne da3 sie jemals dem Apotheker etwas f3r „Hustenl3den“ zu verdienen geben. Dasselbe sah man im gr33ten Ma3stabe im Jahre 1873 auf

dem Biederiger Anger bei Magdeburg. Mit dem October-Quartalwechsel erreichte n3mlich die Wohnungsn3th eine solche H3he, da3 der Magistrat sich gen3thigt sah, f3r die Oodacklojen, trotz der nebeligen Herbstwitterung, vorl3ufig Zeltwohnungen in st3dtischen G3lacs einzurichten, wo sich dann so etwas wie ein gro3es Zigeuner-Bivoual entwickelte. Weit entfernt aber, etwa Krankheit zum Ausbruch zu bringen, abte dies Leben vielmehr den gunstigen Einfluss auf den Gesundheitszustand aller aus und bekam namentlich der „armen zarten“ Kinderwelt so vortreflich, da3 man sehr wohl von einer improvisierten Ferienkolonie reden konnte. Der k3rtige Kreisphysikus, Medizinalrath Dr. Voigt, schrieb damals an Dr. P. Niemeyer: „Bestimmt wei3 ich, da3 von f3mmtlichen Inassen dieses Logers jeden Alters und Geschlechtes nicht ein einziger erkrankte. Bei den Kindern konnte man sogar aus der R3stung der vorher klaffen Gesichter den ganz positiven Nutzen dieses Zeltlebens nachweisen.“

Ja, da3 es fogar nicht an Liebhabern und Schw3rmern f3r den Nebel fehlt, lehrt Rord Byron, der die gloomy days (Nebeltage) seines Heimatlandes als die Tage feiert, an denen er am meisten zum Dichten aufgelekt ist.

Wir sehen also, da3 die herbstliche Nebeluft in Wirklichkeit bei weitem nicht so schlimm ist, wie ihr Ruf in die ewig h3hrenden Studienb3cher ertheilen l33t. Im Gegentheil, wer sich schon jetzt 3berz3nglich zur3ckzieht in die fast hermetisch verschlossenen Zimmer, der wird seinen K3rper, namentlich Haut, Hals und Lunge, in hohem Grade verweichlichen, und durch die hei3e, trockene Zimmerluft die Schleimh3ute an Lippen, Nase und Hals so trockne und empfindlich machen, da3 sie bei der geringsten Ber3hrung mit der k3hleren Luft anfangen aufzubl3hen und anschwellen. Wer sich dagegen t3glich im Freien energische Bewegung macht, wer, je nach Verm3gen und h3uslicher Einrichtung, mit Abreibungen, Douchen und B3dern seine Haut abh3rtet und seine „S3fte“ reinigt, wer je eine wahrhaft lust- und wasserfreundliche zeigt, der wird, wie jene kr3ftigen Eigenschaften der rauheren Jahreszeit verpirnen und wird sich f3r den kalten Winter eine wahre „Zigeunerart“ verschaffen! M3gen manche 3beraus zartbesetzte Naturen jetzt unrer rauhen Klima einziehen und nach dem S3den wandern, wir wollen sie darum nicht beneiden; sagt doch Dr. Weber sehr richtig: „Was sich durch einfache, mehr oder weniger allen zug3ngliche Gesundheitsma3regeln, wie t3gliche Bewegung im Freien, Gew3hnung an reichlichen Genu3 der frischen Luft und einfache hydrotherapeutische (Wasser-) Prozeduren in der Heimat erreichen l33t, ist in vielen F3llen mehr, als ferne Klimate bieten k3nnen!“

Etwas 3ber den S3ein.

Kant sagt: „Selbst der Schein der Tugend mu3 uns werth sein, weil aus diesem Spiel mit Vorstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann.“ Dab3rd, da3 die Menschen die Rolle des Guten spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geranne Zeit hindurch nur gek3nnt hatten, nach und nach wohl wirklich ermerkt und geben in die Gew3nung 3ber. War dies vielleicht bei Augustin der Fall, der unter diesem Namen ein ganz anderer erschien, als fr3her, da er noch Sklavians die3? Doch die bekannte Frage des Sterbenden an die Umstehenden: ob er, nach ihrer Meinung, den M3mus des Lebens gut durchgef3hrt, beweist, da3 er bis an sein Ende blo3 ein Schauspielers des Guten gewesen. — Von wirklichen Schauspielern sagt man, da3 jenseits der Charakter ihrer S3den, in welchen sie sich ganz hineinbeugen und hineinziehen

Druck und Verlag von Otto Zentel in Halle a. S. S.

müssen, auf ihren eigenen Einfluß habe. Wenigstens versicherte Baron, daß er ein Zeit lang vor und nach der Aufführung eines Drama, in welchem er eine Rolle zu spielen hatte, nichts Schlechtes oder Niedriges begehrt gemaht. Auch an Geistlichen, die von Natur zu Extravaganzen geneigt waren, will man ähnlich bemerkt haben. Ihr ehrwürdiger Verstand jaug sie, schwirrig zu scheinen, und so werden sie nach und nach das, was sie anfangs so fein nur scheinen. Vielleicht nach hier das Gleichniß mit einem gemeinen Mann, der, wenn er ein schönes, feines Kleid angezogen, sich befleißt, auch feinere Manieren zu zeigen, und sich hütel, es zu befehlen.

Der Scheinbild gibt es natürlich weit weniger als der Schrengung. Doch laufen uns öfters Leute in den Weg, die gern recht pflüßig oder boshaft erscheinen möchten: sie suchen eine Gehr darin, als Zeichen einer gewissen Genialität. Wie mancher bemüht sich, in sein fables Gesicht einen bösen, satyrischen Zug zu legen, zwingt sich zu einem boshaften Lächeln, und doch gelingt es ihm nicht, dem Allern. Ein rechter Weltmann weiß in der That sein Gesicht in eine gewisse Ordnung zu legen, um höflich oder galant zu erscheinen. Er scheint offenerzig, wenn er falsch, freundschaftlich, wenn er kalt ist, heiter, wenn's in seinem Innern krumm. — Uebrigens ist Verstellungskunst von der Schamheit der Klugheit verschieden. Wie mancher scheint einfach, harmlos, ja bescheiden; aber unbemerkt bemerkt er alles. Die Schamheit ist, die es nicht scheitern.

Die Verstellungskunst, sagt man, müssen besonders Diplomaten verstehen. Wirklich war darin — um einen für alle zu nehmen — der alte Tallebrand Meister; er ist für viele ein „docteur en malice“, wie maître Ravennat, unser Remede Fuchs, in einem allfanzösischen Gedicht betitelt und vorgeschickt ist; doch wird er vielleicht mit Unrecht so verlästert; am wenigsten hätte Napoleon in seiner Verbannung auf ihn schimpfen sollen, da er ihm so viel verdankt. Wer mit ihm in eigenem Interesse verhandelte, konnte voraussehen, daß er so oder so betrogen wurde, sobald es das Interesse seines Monarchen oder seiner Nation, und nehmend — sein eigenes galt. Er war der ehrlichste Betrüger von der Welt. Uebrigens waren die Franzosen von jeder Meister in diplomatischer Verschmittheit und der Kunst, unter einem edlen, gemundenen Scheine dem niedrigsten Egoismus zu fröhnen. Schon lange, bevor sie mit dem schönen Wort der Volkserhebung im Munde, und mit der Versicherung, Krieg den Palästen, Frieden den Dütten zu bringen, als verwühnte und plündernde Eroberer hereinbrachen, gebeteten sich die Franzosen als Beschützer der deutschen Freiheit, um unter dieser Firma sie zu untergraben, und stützten unter dem Kardinal Wallarin einen rheinischen Bund, dem Vorgesand nach, um den westfälischen Frieden aufrecht zu halten und die schwächeren deutschen Fürsten zu beschützen, im Grunde aber, um die deutsche Kaiserkrone zu schwächen und die Freiheit des Reiches selbst zu untergraben. — Es ist überhaupt etwas Eigenes um die Diplomatie und Politik. Man könnte sie mit der Geometrie vergleichen, nur weiß man fast der Finnen Wege legen. Die niedere Politik wäre dann die der geraden, die höhere die der krummen Wege. Ein rechter Diplomat, sagt man, müsse nicht bloß wissen, woher der Wind weht, sondern selbst einen machen können. Ist denn der geknante Zustand, in welchem die neueren Staaten zwischen Krieg und Frieden schweben — und doch dies der Fall, beweisen die fort und fort anwachsenden Heere, die mitten im Frieden den Fändern zur Last fallen — ist er nicht eine feindliche Stellung, welcher Misträuen zu Grunde liegt? — Wir wollen die Sache nicht weiter erörtern, sondern bloß bemerken, daß diejenige diplomatische Verschmittheit die schlimmste ist, welche im Staate selbst, welche von Seiten der Regierung dem Volke gegenüber geübt wird. Uebrigens hat sich nach dem Zustand der Geschichte auch in der äußeren Politik das schöne Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten“, gar häufig in voller Kraft bezeugt.

In uns allen liegt der Hang, uns gern schmückeln zu lassen, weil wir alle, mehr oder minder, Egoisten, d. h. weil wir uns immer die Nächsten sind und immer mehr sein möchten als die anderen. Unser größter Schmeichler, mithin unser eigener Betrüger, ist unser eigenes Herz. Auch die besten Menschen, welche ihre Selbstlust unter die Herrschaft der Pflicht bändigen, können nicht vermeiden, daß sie nicht zuweilen der dem Schmeichler berücht werden. Was muß erst geschehen in jenen Regionen, wo angeborener Rang, Gesicht der Macht und

der Anblick von Tausenden Gehorchender so viel Verführerisches und Herausforderndes hat! Wie empänglich müssen weidere Herzen für das vergiftete Auserbrod und den Tummelberg sein, welche der verschmitzte Schmeichler unbemerkt zu reichen versteht! — Fürsten, die es in Wahrheit sind, haßen den Schmeichler und lieben beiseitende Rüge. Freilich giebt es auch wohl solche, die da sagen: ich will Freimüthigkeit von Seiten mehrer Beamten und Unterthanen; Tadel, wenn er gerecht ist, ist mir lieb. Aber sie gleichen jenem eitlen päpstlichen Erzbischof, der dem guten, in seinem Dienste stehenden Gil Blas (in Le Sage's bekanntem Roman) gern seine Predigten vorlas und ihn dabei aufforderte, es ja freimüthig zu bemerken, wenn er etwas Tadelhaftes darin finden sollte. Wie dieser nun wirklich einmal dieser Aufforderung vertrauend, etwas als tadelhaft bemerkte, wurde der arme Bürsche zum Lohn dafür aus dem Dienst gejagt.

Unter den Großen sind keine Menschen den Gefahren der Schmeichelei so ausgefetzt als die Frauen, auf die ich gern wieder zurückkomme. Sie haben überhaupt etwas Furchtloses an sich, darum sagt man auch: ihnen den Hof machen. Sie geben nicht nur sich gern den schönen Schein, sondern lassen sich auch gern vom Schein betrügen: die Galanterie, wie sie ist, anders? — Es gab eine Zeit, wo eine ritzerliche, mit Ehre und Christenthum verschönerete Verehrung der Frauen stattfand, die oft bis zur Schwärzerei gieng. Aber selbst damals haben sich viele bloß die Miene, wahre Verehrer des schönen Geschlechts zu sein, und verbergen unter dieser Schein ganz andere Absichten. Und später, als das Rittertum in Verfall kam, was blieb zurück? Eine Hüße, ein Schenkelbild, eben die Galanterie; die heimlichen Alten, die mehr der Natur folgten und den geraden Weg giengen, müßten dazu den Kopf schüteln. Galanterie — überhaupt ein sehr zweideutiges Wort! — Es giebt ein gefälliges Weien, eine Artigkeit, die weit verschieden ist von jenem geschmälzten französischen Weien. Die wahre Höflichkeit besteht nicht in künstlichen Ceremonien und Komplimenten, und eine solche kannten auch nur die Alten. Von unsern Verbergungen, Grüßen und Nebensartem wußten sie nichts. „Freue dich“, sagte der Grieche dem Willkomm und Abschied und unter seinen Briefen, und es giebt keinen schöneren Gruß. Ja, sie haben nicht einmal ein Wort für das wiederzute „Kompliment“, worunter wir außer Begrüßung und Verbergung schmückelnde Miße, überhaupt etwas Erdichtertes verstehen. Was bei uns ein „Wann ohne diese Komplimente“, ist, war den Alten ein einfacher Mann. Selbst zu den Zeiten, wo die Römer weit von ihrer alten Einfachheit gewichen waren, waren sie noch in Privatungang und öffentlichen Benehmen zehnmal einfacher als wir; und doch können wir namentlich als den Briefen des Horaz, des Cicero und des jüngeren Plinius weit mehr vom wahren Weltton lernen als manche vermuthen möchten. Urbanität, d. h. häßliches Weien, ist den Römern das, was wir unter feiner Lebensart verstehen. Quintilian sagt: „Nach meinem Urtheil ist Urbanität ein Benehmen, worin nichts Unpassendes, nichts Vaurisches, nichts Ungeordnetes, nichts Fremdartiges, sowohl was die Befinnung als den Ausdruck, die Mienen und Gebärden anbelangt, wahrgenommen werden kann.“ Von der Urbanität, die jedem giebt, was ihm gebührt, und die sich in Zeit und Person schilt, finden wir selbst Beispiele beim Apollon Paulus.

Unter gewöhnliches Komplimentwesen, unser Gesellschaften ist nichts als Schein, eine stereotyp Rüge. Wie viele nicht-nützige Gesellschaftsprachen kritieren, die selbst der Beste nicht ganz beiseitigen kann; in einer Gegend mehr, in der anderen minder. Leute von wahren Weltton überlassen indeß dieses alberne Komplimentwesen mehr und mehr den Philistern. — „Ganz gebortsamler, unterthänigster Diener!“ — „Ach habe die Ehre, mich Ihnen beizugeben.“ — „Wie befindet sich Ihre wertheste Frau Gemahlin? Ihre lieben Kinder? Es freut mich unendlich, Sie zu sehen!“ und ähnliches, wobei man nichts oder doch etwas anderes, ja das Gegenheil denkt. Dann folgt zur Antwort: „Danke Ihrer freundlichen Nachfrage, es befindet sich alles wohl!“ oder: „auch mich freut es unendlich, Sie zu sehen.“

Ein nützliches Wort ist auch das Schön. „Sie befinden sich doch recht wohl?“ „Ach danke Ihnen, recht wohl!“ „Das ist schön! das ist schön!“ Das letztere, etwas lebhaftere Schön ist gleichsam der unbewußte Nachhall der inneren Liebe, oder ein Zeichen der Zerstreuung; wie's denn überhaupt ein gesellschaftlichen Gespräch mancher Ausdrücke, ja einzelne Leute die

die als Fädenbänder oder Verhüller dienen sollen, um Verlegenheit oder Gleichgültigkeit zu verbergen; z. B.: Ganz recht! So, so! Nun! nun; so wie es auch ein Fächeln oder Nicken giebt, das eine Gränze oder minutiöse Präze ist, um zu ergänzen oder zu verhillen.

Was übrigens die Präze betrifft, die nichts und alles sagen, so sind sie Staatsmännern und Diplomaten nicht zu verargen; z. B. c'est bon, das man gebrauchen kann, auch wenn man das Gegenheil denkt. Ferner: nous verrons! Es erklärt ihr Wort, das diplomatischer wäre, als nous verrons. Einem bekannten deutschen Minister war es sehr geläufig, und es bedeutet dasselbe, wie das türkische Bakalun, das, wie berichtet wird, der alte Fuchs Wehemed All immer im Munde geführt hat. — Wie könnten wohl Staatsmännern, ohne als hart oder grob zu erscheinen, zudringliche Bittsteller und Bemerker, die gleich Wespem und Mücken immer wiederkommen, sich vom Halse schaffen, wenn sie nicht solche Präzen in Bereitschaft hätten? Ja, es ist sogar menschenfreundlicher ihnen gedacht, wenn sie solche Gränzen. Die Hoffnung gehört zu den schönsten Glücksgütern des Menschen; wer also Hoffnung in uns erregt und erhält, der befördert unser Glück.

Orangenhücheln.

Welches Kind hätte nicht schon nach dem Genuß einer Apfelsine einige der Kerne, deren die sonstige, wohlriechende Frucht oft nur zu viele enthält, in irgend einem Blumenpotz untergebracht, in der Absicht, nun selbst Apfelsinen-Enten zu erzielen. Nach einigen Wochen können denn auch richtig die kleinen Pflänzchen hervor, giengen aber meist schon beim Umpflanzen zu Grunde. Und doch lassen sich wirklich leicht ganz hübsche Bäumchen durch eigene Auszucht erzielen — freilich keine, die ehre Früchte tragen, denn die Stämmchen sind Wildlinge, die erst durch Tropfen und Ansätsen veredelt werden müssen. Bis sie dazu

Landwirthschaft. Garten. Hauswirthschaft. Gesundheitspflege.

Landwirthschaft.

Verfälschung von Düngemitteln. Nach dem Jahresberichte der landwirthschaftlichen Versuchsstation Bonn wurden von derselben im vergangenen Jahre wieder zahlreiche Fälschungen ermittelt. Es sind Superphosphate verkauft, die nur Spuren von phosphorischer Phosphorsäure enthielten, Thomasschlacken, welche niemals mit wässriger Thomasschlacke in Verbindung kamen, sondern aus einem mit Koble gefärbten Kobdysphosphat bestanden. Es sind gemischte Thomasschlacken von höchst zweifelhaftem Werthe in den Handel gebracht; ferner wurde „Guanoschlacke“ ohne Phosphorsäure und ohne Stickstoff zum Preise von 8-9 M. für den Centner an Landwirthe abzugeben. In einem anderen Falle hatten Händler aus Bielefeld, Sigmehel, Mergel und Schwefelsäure „Guanoschlacke“ hergestellt und für 8 M. den Centner verkauft. Die Betreffenden wurden vom Landgericht zu Düsseldorf freigesprochen, weil nicht mit Sicherheit ermittelt werden konnte, ob das völlig werthlose Produkt als Ammünger, oder, wie die Empfänger der Waare behaupteten, als „Guanoschlacke“ bezeichnet war.

Fütterungsverfuhe mit Sonnenblumenkuchen. Am den Werth der Sonnenblumenkuchen als Milchfutter sicher zu stellen, haben M. Schrödt und H. von Peter Fütterungsverfuhe mit drei Milchkühen durchgeführt, wobei sich ergab, daß die Verabreichung dieser Kuchen als konzentriertes Futter sich zwar billiger als die von Palmkuchen stellte, daß aber die gellammte Produktion an Milch, sowie an deren Bestandtheilen, der Sonnenblumenkuchenernährung eine geringere gewesen ist, als man erwartet hatte. In diätetischer Hinsicht liegen die Sonnenblumenkuchen keine Nachteile erkennen; die Thiere zeigten sich rege Futtrigkeit und keine merkliche Veränderung des Lebendgewichtes. Die Angaben überhöflicher und dänischer Landwirthe, daß die Sonnenblumenkuchen eine spezifisch gütliche Wirkung auf Milch- und Butterfett ausüben, sind nach den Schrödt'schen Versuchen mit Vorzicht anzunehmen.

Am die Qualität der Kartoffeln in rohem Zustande zu untersuchen giebt es ein sehr einfaches Mittel. Man zerschneidet eine Kartoffel in Hälften und reibt dann die Schnittflächen aneinander. Kleben beide Stücke aneinander und setzt sich an den Händen und der Oberfläche leichter Schmutz, so ist die Kartoffel mehlig und von guter Beschaffenheit; klebt dagegen bei leichten Druck Wasser aus, so ist dies ein Zeichen, daß die Kartoffeltracht sich schlecht trocken und mäßig zu Ernte kommen wird. Die Qualität der Kartoffeln nach der Farbe des Fleisches zu beurtheilen, ist sehr fehlerhaft; während in Süd- und Mitteldeutschland die feinsten Sorten rothfleischig sind, bevorzugt man in Nord- und Nordwestdeutschland die weiße Kartoffel als die

reife sind, können sie aber längst zu Tode geputzt sein. Zunächst nimmt man leicht zu große Gefäße. Der Topf soll nur gerade groß genug sein, um die Wurzeln bequem aufzunehmen. Schadhafte Wurzeln, Wurzelkrisis und zu kurze Wurzeln gehen in mittelschweren Weizen zu befeigen. Nachdem die durch reichliche Scherbögen für einen Winterfrucht geübt ist, bringt man den Wurzelballen in lockere, aber kräftige Erde unter, die man aus einem Drittel Laub, einem Drittel Mistbeeteerde und einem Drittel Sand mischt. Die Mistbeeteerde muß eine genügende Düngermenge enthalten. Viel Luft zu jeder Jahreszeit hat die Pflanze nöthig, wenn man sie vor Ungezieher und Krankheiten, die sich durch Beschädigung und starken Abfall der Blätter bemerklich machen, hütel will. Drangen vertragen die über Wüste als zu hohe Wärme. Man gebe ihnen daher im Sommer einen hellen Platz im Winter, der Winterperiode der Zimmer, in nur ganz mäßig geheiztem Nebenzimmer, doch besser im nicht geheizten Raum: einige Grad Wärme genügen zum Ueberwintern, und die Pflanze nimmt es viel weniger übel, wenn die Temperatur einmal bis Null herabgeht, als daß man ihr zu viel Heizwärme zukommen läßt. Es versteht sich fast von selbst, daß man im Winter auch mit dem Gießen sehr vorsichtig ist. Man giebt erst dann Wasser, wenn die Blätter sich zusammenbiegen wollen, oder zu brechen. In der Ertracht, also von Anfang Mai ab, giebt man häufiger, giebt auch nöthigend einmal einen Oub von aufgelöstem Dünger oder verdünnter Guano. Oubt man den Wurzelballen im Sommer bis zur oben angegebenen Blätterprobe austrocknen, so wird ein harter Blätterverlust die Folge sein. Sind die Ballen und somit auch die Wurzeln zu sehr ausgetrocknet, so stellt man die Topfe so lange ganz in Wasser, bis keine Wurzeln mehr auf der Oberfläche erscheinen; es darf dies als Beweis gelten, daß der Ballen wieder ganz durchtränkt ist. Das Wasser braucht in der Regel nur alle zwei bis drei Tage, bei älteren Pflanzungen noch öfterer zu wechseln; auch verthigt die Pflanze nicht gleichgültig Verpilzungen und Weidweiden; man wechselt mit beiden Verrichtungen sehr im Jahr ab. Krante Pflanzungen sind schwierig zu kuriren, werden daher am besten einem Gärtner in Pflege gegeben.

Als besonders haltbar erweist sich magnum bonum, welche außerdem den Vorzug besitzt, bei längerem Regen an Güte des Geschmacks zu gewinnen.

Hauswirthschaft.

Ein ausgezeichnetes Mittel, Leptiche im Winter zu reinigen, ist, welchen mit ihrer rechten Seite auf feilgeglatteten Schnee zu legen und dort zu klopfen; finde sie dazu zu groß, so streue man im Zimmer, welches natürlich nicht warm sein darf, Schnee darauf und lege dann den Leptich rein. Ist man genöthigt, Leptiche trocken zu legen, so halte man darauf, daß dies das Nothdiele zur Hand ist, damit der Schnee immer auf feies und nicht durchs ganze Zimmer gefegt werde. Das Fegen mit Sauerkraut und Leptichblättern ist auch sehr empfehlenswert, ebenso das Aufreiben mit hartem Regenwasser und Salzwasser. Das Aufreiben feinerer Leptiche bemerkslich man durch gelbes Kopfen und Waschen mit Regenwasser und Salzwasser — auf 1 Liter Wasser etwa 2 Eßlöffel Salzwasser — man taucht eine Bürste in diese Mischung und büttel den nach eingelegten Leptich tüchtig, wiederbar mit reinen Tüchern nachtrocknen. Sollten noch Flecken sichtbar sein, entfernt man diese mit Wallsteife, die man mit Wallballe aufrührt. Das Trocknen geschieht am besten in einem blanken Raume, auch muß das Wasser mehrmals erneuert werden.

Schmutzige Strohmatten werden sauber und fast wie neu, wenn man Strohalz in warmem Wasser auflöst, ein halbes Eßlöffel hineinrührt und die Matte tüchtig damit büttel und alsdann hart spült.

Gesundheitspflege.

Schlaflosigkeit. Nächst wird durch fruchtbar werdende Bewegung, Schweiß, geistige Ueberanstrengung, übermäßigen Genuß von thierischen Nahrung, kalter Luft, Schlaflosigkeit bedingungen. Das Uebel ist oft nur höher zu befeigen, meist durch Bewegung der Glieder; die Anwendung nachthorlicher Mittel soll nur auf Anordnung des Arztes geschehen. Dagegen giebt es ein ganz harmloses Hausmittel, das fast regelmäßig Erfolg hat, wenn bekannt ist von dessen Güte man sich leicht überzeugen kann. Man nehme einfach ein feuchtes Handtuch und lege es sich in den Nacken. Wegen Schlaflosigkeit bedürfen Weiber, die an kalten Füßen leiden und in dem Kopfe Hitze haben, eine so feine bessere Mittel, als abends vor dem Schlafengehen die Füße, besonders die Füße, mit einer Bürste oder mit einem aus gewundenen Handtuch abzuputzen, aber tüchtig. Hierdurch wird das Blut besser in Umlauf geübt und es tritt Müdigkeit ein. Anzeigen lassen sich gegen diese Art von Schlaflosigkeit nicht anwenden.

